Nr. 161. — Zweites Blatt.

Verantwortl. Redakteur: R. O. Köhler in Stettin.
Verleger und Drucker: R. Graßmann in Stettin, Kirchplatz 3—4.

Bezugspreis: vierteljährlich in Stettin 1 Mk., auf den deutschen Postanstalten 1 Mk. 10 Pf.; durch den Briefträger ins Haus gebracht kostet das Blatt 40 Pf. mehr.

Anzeigen: die Kleinzeile oder deren Raum 15 Pf., Reklamen 30 Pf.

# Stettiner Zeitung.

Sonntag, 12. Juli 1903.

Annahme von Anzeigen Breitestr. 41—42 und Kirchplatz 3.



## Des Papstes Sterbezimmer.

Das Zimmer, in welchem der kranke Papst liegt, ist eigentlich — wie die Gesamtwohnräume der Päpste im Vatikan — was Größe und Komfort betrifft, nur wenig der hohen Stellung desselben angemessen. Mit Abrechnung der ganzen Flucht der Vorsäle, welche ja ausschließlich der Repräsentation dienen, hat der hl. Vater eine kleinere und weniger elegante Wohnung als die meisten der Kardinäle und der angesehenen Prälaten. Die eigentliche Wohnung des hl. Vaters besteht nur aus vier Räumen. Der erste derselben ist das Privataudienzzimmer, oder in der vatikanischen Hofsprache die „Sala del Tronetto", der Saal des Thrönchens, so genannt nach dem kleinen Throne, welcher dem Fenster gegenüber aufgestellt ist und auf welchem sitzend der heilige Vater Privataudienzen erteilt. Man gelangt in denselben durch eine Schalltür aus dem geheimen Vorzimmer. In dieser Sala del Tronetto empfing Leo XIII. den Deutschen Kaiser und die Prinzen, den König Eduard VII. und auch die Deputation des Augustinusvereins. Die ganze Ausstattung dieses Zimmers besteht in einigen hohen vergoldeten Konsolen mit Kruzifix, einer von Napoleon III. geschenkten Standuhr, mehrarmigen Kandelabern und 2 Vasen auf entsprechenden Postamenten. Die Farbe der Wände und der Möbelüberzüge ist die rote. Dann folgt sofort das Schlafzimmer oder die „Sala verde", der grüne Saal. Es hat nur ein einziges Fenster und geht nach dem Petersplatz hinaus. Wände und Möbelstoffe sind grün. An der dem Fenster gegenüberliegenden Wand steht das einfache Bett des hl. Vaters, etwa einen Meter von der Wand entfernt. Ein ebenfalls grüner Vorhang aus schwerem Seidendamast befindet sich vor dem Bett und zieht sich durch die ganze Länge des Zimmers. Am Tage war dieser Vorhang in der Regel geschlossen, sodaß das Bett verdeckt blieb. Die wenigen Möbel dieses Zimmers sind ebenfalls sehr einfach. Sie stammen bereits aus alter Zeit. Das Kopfende des Bettes liegt der Stadt zugekehrt. Das Arbeitszimmer schließt sich an.

## Von der Südpol-Expedition.

Ein weiterer Bericht von der deutschen Südpolarexpedition liegt jetzt in einem Privatbrief des Erdmagnetikers und Meteorologen Dr. Fr. Bidlingmaier, geschrieben im Augenblick der Ankunft des „Gauß" in Simonstown bei Kapstadt, 9. Juni 1903, vor. Der „Schw. Merk." teilt daraus folgende interessante Einzelheiten mit: Daß es dem „Gauß" und allen seinen Insassen immer gut gegangen ist, habt Ihr wohl schon erfahren. Wir kamen spät ins Eis, Mitte Februar 1902, sahen eine neue Küste und wurden in einem sehr schweren Sturm am 22. Februar definitiv vom Eis eingeschlossen. Wie wir nachträglich sagen müssen, war der Platz außerordentlich günstig: über dem etwa 400 Meter tiefen Sockel des ansteigenden antarktischen Festlandes war unser Eisfeld durch fortwährende schwere Oststürme gegen eine Bank im Westen festgepackt, sodaß wir im Winter auf dem Eis lebten, als ob es Land wäre. Alle unsere geplanten Stationsarbeiten konnten bei der vollständigen Ruhe des Packeises durchgeführt werden. Was meine speziellen Arbeiten betrifft, so geht mit dieser Post ein Bericht (samt den andern) ans Reichsamt, das alle Berichte wohl drucken lassen und Euch übersenden wird. Wir fanden vor unserem Winterlager (66° S., 90° O.) eine neue Küste etwa 90 Km. im Süden: ein riesiger unabsehbarer Eisstrom, der aus unergründlicher Ferne über unter„irdische" (d. h. unter dem Eis befindliche) Berge und Täler ins Meer hinabfließt und von seinem Rand die riesigen Eisberge entsendet. Ein schwarzer alter Vulkan ragt daraus empor, der „Gaußberg", an dessen Fuß ich vom 25. September bis 9. Oktober 1902 mit der vierten Schlittenreise der Expedition gewesen bin. Droben war ich auch. Wir begannen schon an unserer Befreiung zu zweifeln, als der Januar vorüber war, ohne daß die Eisscholle sich löste. Da kam wieder einer der sehr schweren Oststürme, die uns das Leben im Winter so schwer gemacht; diesmal brachte er uns die Rettung: sein Vorläufer, eine schwere Dünung, brach die Schollen entzwei und wir hatten eben noch Zeit, aus unserer Mausefalle zu entkommen und mit aller Macht nach Norden zu steuern. Das war am 8. Februar 1903. (Anm. des Einsenders: am Tage vor dem Geburtstage E. von Drygalskis.) Nach 10 Stunden waren wir schon wieder vom Eis, das der rasende Sturm zusammenschob, blockiert; aber die Bank im Westen lag nunmehr im Süden vor uns; wir waren eben soweit dem Rand des Packeises näher gekommen, wo es fortwährend in langsamer Bewegung ist, wo die Dünung von außen her die Verbände sich noch lange nicht fest schließen läßt. So trieben wir denn mit dem Eis immer nach Westen und etwas nach Norden, bis es klar war, daß es uns in diesem Jahre nicht mehr möglich sein werde, ein zweites sicheres Winterlager zu erreichen. Am 8. April wurde die Parole „Nord" ausgegeben, und so fuhren wir durch die „rolling fifties and froties" (immer schwere See) an den Kerguelen vorbei, über St. Paul und Neu-Amsterdam, wo wir landeten, nach Durban, wo wir Depeschen aufgaben, dann noch nach „Abreiten" eines viertägigen Sturmes ums Kap und sind eben hier eingelaufen, wo man sehr entgegenkommend gegen uns ist. Am Abend desselben Tages: — — Wie schön ist es jetzt im Hafen, anders als draußen auf der Apulhas-Bank im schweren Wetter herumzukreuzen, wie in letzter Woche! Bin heute seit 17 Monaten zum ersten Male wieder auf einer Straße gewandelt und habe die Menschen, Häuser und Bäume angesehen. Wie lange wir hier sein werden, ist unsicher, vielleicht 3 bis 4 Wochen.

## Die Streichholzindustrie

hat bisher noch immer nicht den Anforderungen, die mit Rücksicht auf die Gesundheit der Arbeiter gestellt werden müssen, entsprochen. Deshalb ist bekanntlich am 10. Mai d. J. ein Reichsgesetz erlassen worden, das vom 1. Januar 1907 die Verwendung von weißem und gelbem Phosphor zur Herstellung von Zündhölzern verbietet. Da es sich hier um eine einschneidende Maßregel handelt, so ist eine Zusammenstellung dankenswert, die in der „Pharmazeutischen Zeitung" über die Entstehung dieses Gesetzes und über die zukünftige Beschaffenheit der Streichhölzer gegeben wird.

Es hätte zu üblen Folgen führen können, wenn man die Benutzung von weißem und gelbem Phosphor gänzlich hätte untersagen wollen, ehe die Möglichkeit der Herstellung eines wirklich zweckentsprechenden Fabrikats auch ohne diese Stoffe nachgewiesen war. Möglicherweise hätte ein solches Verfahren erst auf Grund vieler chemischer Versuche neu gefunden werden müssen, aber es stellte sich die überraschende Tatsache heraus, daß das Gesuchte bereits vorhanden war, und zwar schon seit einem Jahrzehnt. Etwa so lange nämlich wurde in einer deutschen Zündholzfabrik ein von Georg Schwiening in Kassel entdecktes Verfahren zur Zündholzbereitung ausgenutzt, das allen Ansprüchen an die Ungefährlichkeit des Betriebes und an die Brauchbarkeit des Erzeugnisses genügte. Die Reichsregierung kaufte infolgedessen das fragliche Patent an, um es den Besitzern der deutschen Streichholzfabriken zu unentgeltlicher Benutzung bekannt zu geben. Spätestens bis zum Beginn des Jahres 1907 also wird dies Verfahren innerhalb Deutschlands allgemein geworden sein, wenn nicht etwa bis dahin noch andere Arten der Fabrikation ermittelt werden sollten, die in gleicher Weise den Vorschriften des neuen Gesetzes Genüge tun. Schwiening ging bei seiner Erfindung von den sogenannten schwedischen Streichhölzern aus, deren Zündmasse aus chlorsaurem Kali, einer Schwefelverbindung und in verschiedenen Füll- und Bindemitteln besteht, während die Reibfläche zum größten Teil durch den ungiftigen roten Phosphor und Schwefelantimon gebildet wird. Schwiening kam auf den nicht fernliegenden Einfall, die den roten Phosphor enthaltende Masse der Reibfläche gleich mit der Masse der eigentlichen Zündhölzer zu verbinden. Zunächst gaben die Versuche kein günstiges Ergebnis, da die mit solchen Mischungen versehenen Zündhölzer sich mit großer Heftigkeit und unter starkem Funkensprühen entzündeten oder vielmehr nicht entzündeten, indem die Zündmasse so rasch abbrannte, daß sich das Feuer auf den sogenannten „Draht" und somit auf das Hölzchen selbst nicht übertragen konnte. Die Mischung aus rotem Phosphor, chlorsaurem Kali und Schwefel wurde erst benutzbar durch Hinzufügung des von Professor Kaßner in München entdeckten bleisauren Kalkium; außerdem mußte der Draht des Holzes noch mit einem Stoff versehen werden, der sich rascher entzündet als das Holz selbst, wozu sich namentlich bei Anwendung unserer einheimischen Kiefern- und Fichtenhölzer der Schwefel eignet. Das neue Verfahren stellt sich somit folgendermaßen dar: zunächst wird das chlorsaure Kali mit dem roten Phosphor und den übrigen Bestandteilen der Zündmasse auf einer Mischmühle gemengt; die vorher geschwefelten Hölzer werden auf der Tunkplatte mit der Zündmasse betunkt, dann erfolgt nach beendeter Trocknung der Hölzchen ihre Abfüllung aus dem Rahmen der Abfüllmaschine und endlich ihre Verpackung in die Schachteln. Explosionen der Zündmasse sind, auch wenn Reste davon eingetrocknet sind, ausgeschlossen. Absichtlich hervorgerufene Entzündungen bringen lediglich die trockenen Teile der Maße zu einem ruhigen Abbrennen, dem durch einfaches Besprengen mit Wasser sofort Halt geboten werden kann.

Das neue Verfahren wird also vollkommen gefahrlos sein, was mit Rücksicht auf das Gedeihen der deutschen Zündholzindustrie mit großer Genugtuung begrüßt werden kann.

## Paris als Modezentrum.

Paris ist, wie Octave Uzanne in einer sehr interessanten Studie, die in „The Worlds Work" veröffentlicht wird, schreibt, unzweifelhaft die erste Stadt der Welt für die Erzeugung der tausendundein Hilfsmittel der Schönheit. In der großen Metropole gibt es einen deutlich begrenzten Stadtteil, eine Art Insel des Luxus und der Eleganz, der von der Rue de Rivoli im Süden, der Chaussee d'Antin im Norden, der Rue Taitbout im Osten und der Rue Royale im Westen begrenzt wird. In diesem modernen Paris ist die Rue de la Paix, die von der Oper zu den Tuilerien führt, die blendendste aller Straßen. Dort und in der Rue Royale wohnen die reichsten Juweliere, die Meister des Kostüms und der Schmucksachen, die berühmtesten Parfümeriehändler, die künstlerischsten Modistinnen, aber auch die teuersten. Nicht nur die eleganten Pariserinnen, auch die eleganten Frauen der Neuen Welt, die Schönheiten Großbritanniens, die Patrizierinnen Rußlands oder Skandinaviens, fast alle haben ihren Lieferanten in diesem Winkel des modernen Paris. Hier leben ein Dutzend Männer, die allmächtigen Schöpfer der Mode, die in ihrer Weise Dichter mit Chiffon als Rhythmen sind, und in jeder Saison bilden sie durch eine Laune der Eleganz den Stil, die Silhouette, die Figur der zeitgenössischen Frauen um. Diese „Couturiers" sind tüchtige Diplomaten und selbstherrlicher als Könige, sie herrschen über den frivolsten Teil der Menschheit. Auf dieser Schönheitsbörse handelt es sich um einen Warenvertrieb in Kostümen und „Lingeries", der an Wert vielleicht den Handel übertrifft, der in allen französischen Häfen in Getreide, Oel oder Metallen betrieben wird. Jeder große Couturier will seinen Nachbar in Bezug auf Phantasie und Pracht seiner Modelle übertreffen. Der Preis fällt dem zu, der das kommende Idealkostüm für die Straße oder die Gesellschaft, den triumphierenden Putz, den Mantel, den alle eleganten Damen tragen möchten, oder den Bolero von einer neuen Form, der alle anderen übertrifft, vorahnt. Der Erfolg wird oft durch einen gut angebrachten Bandknoten, eine Wolke Spitze oder eine harmonische, genial fallende Falte bedingt. Der Typus des großen französischen Schneiders, wie man ihn heute kennt, besteht erst seit Napoleon III. Vor 1850 kleideten nur Frauen die Frauen. Lange Zeit herrschten die Modistinnen an erster Stelle, und es wird auch weiter welche geben, weil sie oft schöpferisch sind. Aber für die Toilette der Dame ist der Couturier die Autorität geworden. Diese Leute sind und waren große Künstler. Seit Worth, der um 1850 damit begonnen hatte, in London Shawls zu verkaufen, sich in Paris niederließ, hatte er sogleich als Kostümerfinder und vor allem als Anstifter großer Kostümreformen großen Zulauf. Andere Männer folgten seinem Beispiel und erlangten gleichfalls Weltruf. Meistens hatten sie sehr schnell Erfolg, und trotz des immer größer werdenden Wettbewerbs wuchs ihre Kundschaft. Damen, die eine Jahresrechnung von wenigstens 40 000 Mark haben, sind aber auch nicht selten. Die Schwierigkeit des Geschäfts liegt darin, für verkaufte Waren volle Bezahlung zu erhalten. Die Frauen lassen sich leicht durch die Eleganz und Pracht der ihnen vorgelegten Modelle bezaubern, sie verlieren oft den Kopf und kaufen nicht ihren Mitteln entsprechend. So kommt es, daß der Couturier in vielen Pariser Haushaltungen eine sehr merkwürdige Rolle spielt und in vielen Scheidungsfällen als eine Art Mephisto erscheint. Dramatiker haben seine Persönlichkeit deshalb auch schon auf die Bühne gebracht. Die großen Pariser Kostümdichter verwenden 46 Proz. Seide, 13 Proz. Spitzen, 11 Proz. Passementerien, 8 Proz. Pelzwaren, 7½ Proz. Stickereien, 4½ Proz. Rockstoffe, 3½ Proz. Wollstoffe, 2 Proz. Federn und die noch fehlenden Prozente verteilen sich auf Blumen, Fischbein, Roßhaar, Garn, Nadeln usw. Die großen Häuser in der Nähe der Place Vendome berechnen, daß ihre Warensendungen nach außerhalb 65 Proz. ihrer Gesamttätigkeit betragen. Es sind das Lieferungen an Agenten außerhalb und Lieferungen an englische, amerikanische und deutsche Schneider, die ein- oder zweimal jährlich bei ihrem Aufenthalt in Paris Bestellungen machen, wenn sie nicht besonders für sie angefertigte Typen kaufen. Die übrigen sind Käufe, die von Fremden direkt in Paris gemacht werden. Die Kundschaft aus Paris und den französischen Provinzen beträgt also nur 35 Proz., was sehr wenig ist, wenn man den Ruf der eleganten Pariserin berücksichtigt. Sie begnügen sich also in ihrer Mehrheit mit bescheideneren Schneiderinnen, die für ihre treuen Kunden mit großem Geschick neue Modelle kopieren. Die Kostümkönige in Paris machen ein jährliches Geschäft von 7 bis 9 Millionen Franks, die sich auf 4000 bis 5000 laufende Rechnungen verteilen. Berühmte Schauspielerinnen, Sängerinnen, Künstlerinnen der Variétés, Journalistinnen oder Damen, die die Mode beeinflussen oder Beziehungen zur vornehmen Welt haben, genießen Preisreduktionen von mehr als 60 Proz.! Alle Schneider führen genau Buch über die Zahlungsfähigkeit ihrer Kundinnen, eine „gelbe Liste" für solche, die öfter an die Bezahlung erinnert werden müssen, und eine „schwarze Liste" jener eleganten Damen, die niemals den Rest für die Kostüme, die sie tragen, bezahlen. Die Zahl ist sehr groß, und darunter befinden sich sehr hochgestellte Damen.

## Kunst und Literatur.

Von „Griebens Reiseführer" erschien im Verlage von Albert Goldschmidt-Berlin in dritter Auflage „Newyork und Umgebung". Nachdem Dank der modernen Schnelldampfer eine „Amerikafahrt" mehr und mehr zu den Touristenausflügen gerechnet werden kann, dürfte der obige Reiseführer von Vielen mit Freude begrüßt werden, denn derselbe gibt über alles Rat, was für eine solche Reise wissenswert ist, besonders fehlen auch die praktischen Winke für die Ueberfahrt nicht. Dem Führer (Pr. 3 Mark) sind außerdem 4 Karten beigegeben, welche die Orientierung bedeutend erleichtern.

Deutsche Alpenzeitung. Die Bergfahrten haben begonnen! Viele Hütten sind schon bewirtschaftet, die anderen rüsten sich zum Empfang der Alpenfreunde. Welche Bequemlichkeiten die Unterkunftshäuser bieten, welche Wege zu ihnen und auf die umliegenden Gipfel führen, und viele andere Auskünfte und Ratschläge finden die Interessenten in der „Deutschen Alpenzeitung". Die uns vorliegenden drei letzten Hefte (4—6 des dritten Jahrg.) enthalten abermals eine reiche Fülle bildender und unterhaltender Aufsätze. Wie immer, kommen darin Oesterreich, die Schweiz und die Deutschen Bergländer zu gleichem Rechte. Von größeren Aufsätzen seien erwähnt: Die Stubaier Kalkkögel von Alfons Zimmermann-Innsbruck; Bergfahrten im Berner Oberland von A. Segin-Würzburg; Zwei Gratwanderungen in der Hochtorgruppe von Otto Ellenbeck-Wien; Eine Winterfahrt durch Rübezahls Reich von Hermann Sattler-Dresden; Eine Ersteigung des Zwölfers (Dolomiten) von Dr. M. Bollert-Essen; Auf dem Arber und Osser von Fr. Ramsauer-Burghausen; Erstüberschreitung der Rauhen Köpfe (Oberbaiern) von W. Fleischmann-München; Die Vergletscherung vordem eisfrei gewesener Alpenpässe von Prof. Dr. S. Günther-München. — Der Bilderschmuck der drei erwähnten Hefte steht auf einer Höhe, wie ihn das Blatt vordem kaum erreicht hat. Die Kunstblätter allein bedeuten einen Triumph für die D. A.-Z. Wir wünschen ihr gerade jetzt, in der Bergsaison, die Beachtung der weitesten Kreise. Wenn die Allgemeinheit ihre Ratschläge für die Praxis bei den einzelnen Bergtouren verfolgt, so dürfte wahrscheinlich die Statistik der alpinen Unfälle in erfreulicher Weise beschränkt werden.

Gewerbliche Betriebskunde von Heinrich Trillich. Leipzig, Verlag von Hilmar Klasing, geb. 2,40 Mark. Unter diesem Titel ist in der „Praktischen gewerblichen Bibliothek" ein Band erschienen, der den technisch-praktischen Teil des Gewerbebetriebs in einer Anzahl Kapitel behandelt, von denen wir folgende hervorheben: Vorbereitung zur Geschäftseröffnung, Bau der Arbeitsstätte, Werkzeuge, Kraftmaschinen, Transmission, Feuerung, Arbeitskräfte, Regelung des Geschäftsganges. Der Verfasser vermeidet, sich in Einzelheiten zu ergehen und macht dadurch den Band für den großen Kreis aller der Gewerbetreibenden brauchbar, die überhaupt mit gewerblicher Technik zu tun haben. Eine Reihe Abbildungen erläutert den Text, der von dem in der Praxis stehenden Fachmann mit großem Geschick verfaßt wurde. Wir können das Buch jedem Interessenten nur bestens empfehlen.

## Praktisches für den Haushalt.

Man verhütet blaue Flecke auf der Haut, die durch Stoß, Schlag oder Fall entstanden sind, durch sofortiges Auflegen von trockener Stärke, die man mit Glycerin angefeuchtet hat. Ist nicht Glycerin zur Stelle, so genügt auch Wasser mit Kartoffelmehl. Die Geschwulst wird auf diese Weise abgehalten, die Heilung befördert.

Schweißflecke aus Rockkragen von Tuch zu entfernen. Dieselben werden zuerst mit warmem Wasser gewaschen, dann mittelst eines Leinenläppchens mit Benzin gerieben.

Probates Mittel zum Waschen seidener Halstücher usw. Man reibe ganz sauber geschälte Kartoffeln auf einem Reibeisen, presse dieselben durch ein reines Tuch und schütte alsdann zu dem durchgelaufenen Kartoffelwasser noch ein genügendes Quantum frisches Wasser. Der sich dabei noch bildende Bodensatz kann als Stärke verwendet werden. Mit dem überstehenden Wasser werden seidene Tücher, gefärbte Zeuge ꝛc. gewaschen, ohne Lauge und Seife zu benutzen. Hierbei verlieren gefärbte Stoffe durchaus nichts an Farbe, es erlangen die Gegenstände eine gewisse Steifheit, auch wird der ehemalige Glanz durch dieses Verfahren wieder hergestellt.

Zur Reinigung der Bettwäsche, namentlich von Kranken, heftig Schwitzenden usw., hat sich ein einfaches Verfahren sehr bewährt. Es wird dem Wasser, in welchem die Wäsche nach dem Auswaschen der in ihr befindlichen Flecke gekocht wird, außer der Seife und Soda noch eine entsprechende Menge Petroleum hinzugesetzt und zwar ebenso viele Gramm Petroleum als man Liter Wasser

## Eine lustige Baby-Geschichte

wird in der „Köln. Ztg." in folgender Weise erzählt:

„St. Bürokratius als Schutzengel der Kinder" oder „Babys erste Reise" oder „O, diese Dienstboten!" oder „Die Reise wider Willen" (nach dem berühmten Muster von Zschokkes Novelle) würde ich diese Geschichte benennen, wenn ich daraus ein Zugstück für die große Masse der sensationsbedürftigen Leser machen wollte, jedenfalls aber mit dem Zusatz „Eine wahre Geschichte", denn der Tatbestand wird durch einen Bericht des „Gießen. Anzeigers" verbürgt. Im Grunde ist diese Geschichte von Babys erster unfreiwilliger Reise und seiner Rettung durch St. Bürokratius sehr einfach. Baby war in einem oberhessischen Landstädtchen geboren und gedieh bei seinem Fläschchen und unter Mamas und des Dienstmädchens Lieschen Aufsicht vortrefflich. Seine Welt war einstweilen noch sein Kinderwagen, in dem das kleine Wesen an schönen Nachmittagen unter dem Schatten der Landstraße oder der Anlagen ums Kriegerdenkmal einige Stunden herumgefahren wurde. Als eines Tags Mama mit der oberhessischen Eisenbahn nach der großen Provinzialhauptstadt Gießen reisen wollte, um dort ihre Eltern zu besuchen und allerhand Sachen einzukaufen, die in dem kleinen Landstädtchen nicht zu haben waren, durfte Baby mit an den Bahnhof fahren. Diese Auszeichnung war ihm jedoch sehr gleichgültig, fast als ob es gewußt hätte, daß sie gar nicht ihm selber galt, sondern dem Kinderwagen, der zugleich als Fuhrwerk für ein Handköfferchen, ein Handtäschchen, ein Schirmfutteral, eine Hutschachtel und drei kleinere Paketchen dienen mußte. Baby ließ es ruhig geschehen, daß man alle diese Sachen zu ihm in den Wagen lud; was sonst noch mit ihm fuhr, war ihm völlig Wurst; hatte es doch sein Fläschchen mit vollen 15 Nümmerchen. Das war für Baby die Hauptsache, und daran trank es sich die erforderliche Bettschwere an, um den Rest des Tages gemütlich zu verschlafen. Als Mama, Lieschen und der Kinderwagen den Bahnhof erreichten, lag Baby in den letzten Zügen, d. h. es hatte nicht lange mehr an seinem Fläschchen zu ziehen. Der Zug der oberhessischen Bahn rollte heran, Mama suchte sich einen Platz, Lieschen brachte ihr aus dem Kinderwagen, der auf dem Bahnsteig unter dem Schatten des Güterschuppens stand, das vielerlei Kleingepäck an den Wagen, dann hatte sie im letzten Augenblick vor Abgang des Zuges ihre Madame noch hundert Sachen zu fragen: was sie morgen Mittag dem Herrn kochen sollte, ob sie in der guten Stube auch die Fenster putzen, das Bett der Madame im Garten lüften, ob sie die Milch fürs Baby noch weiter mit Kalkwasser mischen sollte, und was dergleichen kleine Haushaltssorgen mehr waren, über die sie von der Madame schon Dutzende Male gründlichst angewiesen worden war. Endlich pfiff der Zug und setzte sich in Bewegung, Lieschen trabte noch ein Stückchen nebenher, immer noch mit der Madame verhandelnd, dann blieb sie stehen und winkte ihr zum Abschied noch, bis der Zug hinter den Bäumen verschwand. Als Lieschen auf den Bahnsteig zurückkehrte, war auch ihr Kinderwagen verschwunden. Sie rannte verzweifelt hin und her, schaute in alle Ecken, hinter jede Tür und Mauer, aber vergebens. Dann wußte sie nichts besseres zu tun, als gottsjämmerlich zu weinen. Da es mittlerweile wieder völlig still auf dem kleinen Bahnhof geworden war, drangen ihre Klagetöne bis ins Bureau des Mannes mit der roten Mütze; der kam hervor und fragte unwirsch, was das denn für eine unverschämte Brüllerei sei. Es dauerte natürlich eine gute Weile, bis Lieschen sich verständlich machen und den Verlust des Kinderwagens mit Inhalt berichten konnte, dann ging wieder einige Zeit hin mit gemeinsamem Suchen und Ueberlegen, und schon war mehr als eine halbe Stunde verstrichen, bis der Stationsvorsteher auf den Gedanken kam, seinen einzigen Untergebenen, der zugleich Weichenwärter, Saaldiener, Lampenanzünder, Packträger usw. war, zu fragen, ob er den Kinderwagen nicht gesehen habe. Der Mann, der gerade damit beschäftigt war, frisches Petroleum auf einige Lampen zu gießen, ließ sich in seiner Arbeit nicht stören und brummte nur, er wisse von nichts, er könne sich auch um die Kinderwagen von den fremden Leuten nicht kümmern, das sollten die Kindermädchen selbst tun. Diese Antwort war das Zeichen zum Beginn einer neuen Tränenflut; Lieschen sank hülf- und ratlos auf eine Bank und erklärte zwischen dem Schluchzen, es bleibe ihr jetzt nichts übrig, als in den Mühlteich zu gehen. Der vielseitige Bahnbedienstete hatte inzwischen seine Lampen fertig aufgefüllt, und dabei schien ihm selbst eine Lampe aufgegangen zu sein. Als er mit seiner Petroleumkanne an der jammernden Liese vorüber kam, blieb er stehen und fragte: „War das vielleicht en Kinnerwage mit blaue Vorhäng?" Lieschen bejahte schluchzend. „Na, den han se spediert!" — Wie, spediert? wurde nun gefragt, und da stellte sich heraus, daß das Stationsfaktotum gesehen hatte, wie der Kinderwagen mit einem Korb voll Hühnern und einem Sack Kartoffeln, neben denen er vor dem Güterschuppen stand, in den Packwagen des abgegangenen Zuges gehoben worden war. Diese Enthüllung beruhigte das Mädchen nicht nur, sondern erfüllte sie überraschender Weise sogar mit lauter Freude. „Nun ist ja alles gut, dann hat ja die Madame ihr Kind gleich bei sich, wenn sie nach Gießen kommt und kann es den Großeltern zeigen. Na, die wird sich freuen!" Es wurde dem Stationsvorsteher nicht ganz leicht, Lieschen klar zu machen, daß sie ganz im Irrtum sei, daß Madame bei der Ankunft in Gießen ihr Kind gar nicht zu sehen bekomme, und daß dieses im dunkeln Gütermagazin mutterlos warten müsse, bis es jemand abhole, wenn es nicht als unbestellbar vorher schon an irgend einer Station ausgesetzt worden sei. Aber nun wisse man wenigstens, was zu tun sei, schloß der Stationsvorsteher, er werde jetzt hinter dem Zug drein telegraphieren. Wie das zu geschehen hatte und was damit eigentlich bezweckt wurde, war Lieschen ganz schleierhaft, aber es beruhigte sie zu hören, daß das Telegramm schneller ging als der Zug. Sie setzte sich daher auf eine Bank auf dem stillen Bahnsteig, trocknete ihre Tränen mit der weißen Kindermädchenschürze und wartete geduldig, bis das Telegramm ihr anvertrautes Baby mitsamt dem Kinderwagen zurückbringe. Jetzt hatte sie keine Sorgen mehr; vor 7 Uhr Abends brauchte sie mit dem Baby nicht zu Hause sein, eher kam auch der Herr nicht zum Abendessen, so konnte die ganze böse Geschichte noch gut gehen. Dem Baby war es mittlerweile in der Tat ganz gut gegangen. Es war noch auf dem Bahnsteig nach Leerung seines Fläschchens eingeschlafen und merkte daher nicht, wie es samt seinem Wägelchen in den Packwagen gehoben wurde, und die Zugbeamten merkten auch nichts von Babys Anwesenheit, denn es verhielt sich mäuschenstill hinter den zugezogenen blauen Vorhängen. Auch ist ja die Versendung von Kinderwagen als Eilgut kein ungewöhnlicher Fall, nur sind sie dann immer leer. Daß der vorliegende bewohnt war, ahnte und merkte man nicht, und so wäre er ruhig bis an die Endstation Gießen mitgefahren und wäre dort im Güterschuppen geendet, wenn nicht St. Bürokratius über dem Baby gewacht hätte. Der Packmeister nämlich prüfte als gewissenhafter Beamter während der Fahrt den Inhalt seines Wagens und verglich ihn mit seinen Papieren; wie früher kein Mensch ohne Papiere reisen konnte, so reist auch heute noch kein Packstück ohne Papier. Daher erschien der Kinderwagen dem Packmeister sofort verdächtig, als sich kein Schein dazu vorfand; er besah den Wagen von links und rechts, oben und unten und fand, daß auch das Gepäckstück selbst nicht bezettelt war. Mit solch vorschriftswidrigem Reisegut will natürlich ein braver Packmeister nichts zu tun haben, und schon an der nächsten Station ließ er das Stück aussetzen, mit dem Bemerken, es müsse nach X. zurück. So stand Baby mit seinem Wägelchen wieder auf einem anderen Bahnsteig, viele Kilometer von seiner Heimat entfernt, ohne Vater, Mutter und Lieschen, aber es machte sich nichts daraus, denn es schlief seinen gesunden Verdauungsschlaf weiter. Und niemand auf der fremden Station ahnte hinter den blauen Vorhängen Babys Anwesenheit mit Ausnahme einiger Fliegen, die die Milchreste am Fläschchen und auf dem Kissen aufsaugten und dann auf Babys warmen roten Bäckchen herumspazierten. Auf einmal wurde die Stille des Bahnhofs durch das Klinglingling des Telegraphen unterbrochen, und der Draht erzählte dem Stationsvorsteher das Abhandenkommen des Kinderwagens. Eine Viertelstunde später kam ein Zug in umgekehrter Richtung durch, der Wagen wurde hineingesetzt und fuhr wieder der Heimat X. zu. Dort stand Lieschen in banger, froher Erwartung auf dem Bahnsteig, und als das Wägelchen aus dem Packwagen gehoben wurde, rief sie nur: „Ist dem Kind auch nichts passiert?" — „Welchem Kind?" fragte der Packmeister zurück, denn auch er hatte von Babys Anwesenheit nichts bemerkt. Baby war wirklich sehr lieb gewesen und schlief noch weiter, als Lieschen das Wägelchen nach Hause rollte. Nur sehr naß war es, als es aus seinen Kissen genommen wurde, aber das kam auch sonst vor, ohne daß man auf Reisen ging. Lieschen kam zwar eine Kleinigkeit zu spät nach Hause, aber das schadete nichts, denn der Herr selber kam auch zu spät, da er als richtiger Strohwitwer vom Büro aus ins Kasino zum Spätschoppen gegangen war. So endete Babys unfreiwillige Reise zu allseitiger Befriedigung, weder die Eltern noch der kleine Ausreißer selbst hatten etwas davon gemerkt.

nimmt, also z. B. auf 15 Liter Wasser 15 Gr. Petroleum. Dieser Zusatz ermöglicht nicht nur eine leichtere Reinigung und eine damit verbundene größere Schonung der Wäsche, sondern diese erhält auch eine hellere und reinere Farbe, und dabei werden die Wäschereinigungskosten durch die größere Ersparnis an Seife nicht unbeträchtlich vermindert.

## Gerichts-Zeitung.

— Der seltene Fall, daß ein Hund in einem Strafprozesse als Hauptzeuge auftritt, ereignete sich, wie die „Boh." erzählt, dieser Tage beim Bezirksgericht Weinberge-Prag. Der Maschinenmeister Dastych wurde am 20. April v. J. in Wrschowitz vom Wächterhunde des Fabrikanten Moritz Weinert in die Hand gebissen. Er behauptete, infolge dieses Bisses eine Zeit lang arbeitsunfähig gewesen zu sein, erstattete gegen den Besitzer des Hundes die Strafanzeige und machte Ersatzansprüche geltend. Der Hund war vorher vom Tierarzt Denk untersucht und als gesund befunden worden. Zu der Verhandlung erschienen außer dem Staatsanwaltsbeamten als öffentlichem Ankläger der Maschinenmeister als Privatbeteiligter, der angeklagte Besitzer des Hundes, der Tierarzt Defensy als Sachverständiger und der Hund als Kronzeuge. Es handelt sich nämlich um die Sicherstellung der Tatsache, ob der Hund ein bissiger Köter sei oder nicht. Im Verhandlungssaale machte der Tierarzt mit dem Hunde alle möglichen Versuche; er reizte ihn, schlug ihn, der Hund aber blieb ruhig und verkroch sich erst, als ihm das Experimentieren lästig wurde, unter einen Sessel. Das Gutachten des Tierarztes lautete: „Der Hund ist ein lammfrommes, gut dressiertes Tier, das nur unter außergewöhnlichen Verhältnissen fremden Leuten gegenüber bissig werden kann." Der Maschinenmeister wendete daraufhin ein, der Hund sei im Gerichtssaale nur darum so ruhig, weil er seinen Herrn vor sich sehe und verstehe, daß er sich in einer Gesellschaft befinde, die seinen Herrn kenne. Man möge den Hund ins Publikum loslassen, und da werde man gleich sehen, wie anders er sich gebärden werde. Der Richter ging auf diesen Vorschlag ein; der Hund, der sich im Verhandlungszimmer ohne Maulkorb produziert hatte, bekam seinen Korb und wurde, während sein Herr im Saale zurückblieb, auf den Korridor hinausgelassen, wo sich viele Leute befanden. Er nahm von keinem der Fremden Notiz, auch dann nicht, als der sachverständige Tierarzt ihn von Neuem zu reizen und zu schlagen begann. Mit dem Schwanze wedelnd, reichte er dem Tierarzt eine Pfote nach der anderen, und als der Tierarzt ihn barsch von sich wies, lief er zum Richter und stellte sich bittend auf die Hinterbeine. Diese Scene war geradezu rührend. Der Richter hatte nun die Überzeugung gewonnen, daß er keinen bissigen Köter vor sich habe, der Jeden ohne Anlaß anfallen würde, sondern tatsächlich einen lammfrommen Hund, sprach den Besitzer des Hundes von der Anklage frei und wies den Maschinenmeister mit dessen Ersatzansprüchen auf den Zivilrechtsweg.

## Fiffig mang die Regatta.

Stettin, 11. Juli.

Wir haben zwar schon einen erschöpfenden Bericht über die Ruder-Regatta vom letzten Sonntag gebracht, aber uns geht noch ein Schreiben unseres Mitarbeiters, des Schneiderlehrlings Fiffig zu, in welchem derselbe von seinem Standpunkte aus die Eindrücke der Regatta schildert, und da das von diesem entworfene Bild einige interessante Einzelheiten bringt, welche von dem Scharfblick unseres jugendlichen Mitarbeiters zeugen, wollen wir dessen Schreiben, obwohl post festum, unsern Lesern nicht vorenthalten. Derselbe schreibt:

Geehrter Herr Rehdaktöhr!

Was uns're Zukunft is, soll of's Wasser liegen! Was Wunder also, daß die Deitschen gerne of's Wasser liegen von wejen das Zukunftssuchen. Un was das of's Wasser liegen is, heeßt Wasserschportliches, was man mit die Ruders un mit die Segels machen kann. Was das Ruderliche is, heeft Rehjatte, un wenn's hier jemacht wird, liegts auf die Oder mang Frauendorf un Gotzlow, wenn's stattfindet. Was die Stettiner Rehjatterer sind, machens alle zwei Jahre for die Ahmatöhre un das war letzten Sonntag un mir sah man och mang die Eerenjäste, was fehlten, und mang die Tribihnenbesucher, was man vermißte von wejen die hohe Preislage. Gerennt wird in die Boote, was wie die Zigarrenkisten aus Mahgoniholz sind, un die man Dollen, Skuller un Gigser nennen tut oder von wejen die drin sitzen: Zweier, Vierers oder Achters. Die Booters sind leicht von wejen die Schnelligkeit un schwimmen of's Wasser, wenn sie drin sind. Was die Ruderer sind, erkennt man mit nackte Knie mit dito Wahden, was oben is, is mit ne Bluhse bedeckt un of'n Kopp haben's ne bunte Kappe, was man Klupps-mütze nennt, un das man sie von die Tiroler, was eben so nackte Knie hat, unterscheidlich erkennt, haben sie Ruder, was man Riemen nennt. Was bei's Rennen mit tun will, muß vorher üben, was man Thränieren nennt von wejen die Thränen, was man vergiesen kann, eh' man's raus hat un von wejen den Schweiß, was raus kommt, wenn man's macht. Was der Ruderschport is, is anders wie's radeln, der Radler strampelt mit die Beene, der Rudler mit die Arme, aber mit 'nem Ruck ins Been, un was die Rucks noch nich raus haben, nennt man Juniores, von wejen die Jugend un die Preislosigkeit. Was die Sitze ins Boot sind, bewejen sich von wejen's gleiten un's auslejen, weswejen's rudern als Leibesübung hygiänisch wirken tut, was aber das Thränieren is, is meer for's Abfällije von's Körpergewicht un recht anjestrengt. Wichtig for's rennen is der Start, was Boote verankert sind, wo's anfängt, das is, wie Frede meent, das Kapp der juten Hoffnung vor allens, was losjeht, denn Jeder träumt noch, das er's weg hat. Aber dann's Ziel, wos rankommen un was zuerst da is, hat's weg, was man Preis nennen tut, un was mang Start un Ziel is, das sein, simbolistisch ausjedrückt, das Jagen nach dem Jlück, wenn die Kraft nich erlahmt un der Riem nich bricht. Also so'n Rennen war'n Sonntag, un was so'n bischen was war, das war in Gotzlow, wenn man's nich vorzog Sommerlustig zu sein, von wejen die jänzliche Entreelosigkeit oder die Starterer, was da ablofen, von Frauendorf aus zu jenießen. Was Gotzlow war, war voll, was so die Plätze an's Wasser waren, waren noch voller un was die Jänge waren, waren am vollsten von wejen den Ausblick nach's Wasser. Un fein war's! Allens nobel nach's Modeschurnahl, wie die Puppen, Allens war da, was der Franzose so Noblesse Oblische nennen tut von wejen das nobliche Eckstеrriöhr un was die Mädchens un die Damsen waren, allens in's Weiß mit die Dekollatschion in's sommerliche, was unser Meester Strandblite nennt, un mit die schwärmerische Blick for die Herren, was och nich ruderten von wejen das Koketteriehrn mit Verlobungsjedanken. Aber jebildet war Allens von wejen das anständig sein! Allens stand of die Stiele, dann of die Tische rof un die feinen Damsen immer mang mit die weiße Unterkledasche un die hellen Schuh, un daß die Sohlen kenen Schmutz nich kriegten, ließen sie die Decken of die Tische liejen. Frede, was bei mich war, meente, 's sei die neiste Anstandsreform von wejen die Rücksichtnahme for die Andern, was och sehen wollen. Was Fiffig war, dem schenierte das nich, ich saß im zweeten Ast im Boom for die Tribühne, wo die Richter's an's Ziel saßen mit die Quasselstrippe mang die Oder, mit die große Uhr, was die Sekunden mißt, mit die kahlen Kopp's un die Läutejlocke von wejen des Anfangs. Was die Dampfer waren, die mußten of's Wasser halten, von wejen nicht Wellenschlag sein und was die Boote waren, die schossen los von wejen des Rennen mit die wandernden Preise. Was die Zuschauers of die Tribihne waren un die Genossen von's Klub und die Damsen mit winkenden weißen Schupptichel mit die Spitzenkanten — Allens schrie: „Stettiner, hipp, hipp!" von wejen die Bejeistrung für's siegen un von wejen die Stimmung. Aber was die Stettiner Radler waren, die äschtimirten nich druf, was so'n richt'ger Stettiner sein tut, weiß was sich schicken tut von wejen die Jastfreindlichkeit, un sie ließen, was die Gäste von Berlin waren, immer vor, die Stettiner aber och immer feste mang, aber man blos von hinten von wejen die Bescheidenheit un die Schöneröfität für die Gäste. Aber was die Ehre von die Stettiner war, kam doch zur Rettung an die Sportlichen Germanen mit ihren Junioren ihren zweiten Vierer, was unter Jubelung von's Publikum den Ziel nahm von wejen Ehrenpreis mit's Silberpokal. Bei das Preisverteilen sah man teils vergnigliche Stimmung mit freidige Gesichter, teils enttäuschte Mimik in die Züge, teils och hoffnungsvolle Reschignatschion. Was die Stettiner waren, waren for Rewansche beis nächste Mal, was der Mut, was die Kurasche war, is noch da, um in alter Wassersportseligkeit uf Allens for die Ruderei: Hipp, Hipp, Hurrah! zu rufen, un was am lautesten schrie, war der bejeistete Rudlerfreind

Hans Fiffig.

Dem „Hipp! Hipp! Hurra!" auf das fernere Gedeihen des Rudersports schließt sich an R. O. K.